

## **Predigt zum Zweiten Sonntag nach Epiphania, 20. Januar 2019,**

in der Pauluskirche Berlin-Zehlendorf

*Römer 12, 9-16*

Liebe Gemeinde,

Der Apostel Paulus war von Natur aus kein Mensch, der Bäume ausreißen konnte. Er litt zeitlebens unter gesundheitlichen Einschränkungen und musste, seit er vom Saulus zum Paulus geworden war, viele Widerwärtigkeiten ertragen. Mit den politischen Obrigkeiten geriet er ebenso in Konflikte wie mit den von ihm gegründeten Gemeinden, vor allem mit der Gemeinde in Korinth. Er verließ sich auf Gottes Kraft, die in den Schwachen mächtig ist. Denn zu den Schwachen zählte er auch sich selbst.

Auf den Geist Gottes verließ er sich, wie er in Jesus erschienen war. Und dazu wollte er auch die christlichen Gemeinden motivieren, die er ins Leben gerufen hatte. Deshalb hielt er nach der Phase der Gemeindegründung mit ihnen Kontakt – sei es, dass er sie auf seinen Reisen besuchte, sei es, dass er ihnen schrieb.

Der letzte Brief, der von dem Apostel überliefert ist, stammt aus dem Jahr 57 nach Christi Geburt. Von Korinth aus richtete er ihn an die junge christliche Gemeinde in Rom. Dieser Brief wirkt heute auf uns wie eine Art theologisches Testament, so umfassend ist er konzipiert, so tiefgründig sind seine Überlegungen. Doch Paulus schrieb ihn keineswegs zu einer Zeit, zu der er sein Missionswerk als abgeschlossen betrachtete. Im Gegenteil: Nachdem er eine Gemeinde in der Hauptstadt des römischen Reichs begründet hatte, plante er, auf einer nächsten Reise das Evangelium nach Spanien zu bringen. Dies zu unterstützen bat er die römischen Christen; das war der Anlass für seinen Brief.

Doch dessen Inhalt ging weit darüber hinaus. „Ich schäme mich des Evangeliums Christi nicht.“ In diesem Satz kann man das Motto sehen. Die Universalität, also die weltumspannende Bedeutung der in Christus

verbürgten Gnade Gottes war das Thema. Entsprechend umfassend musste auch die Kirche verstanden werden; zu ihr gehörten deshalb Christen jüdischer und heidnischer Herkunft. Damit verband sich die große Frage nach dem Schicksal derjenigen Juden, die sich nicht zu Christus als dem Heiland der Heiden bekannten, der zugleich der Messias Israels war. In einem großen Bogen mündeten die Überlegungen in Lebensregeln für die christlichen Gemeinden. Am Schluss bedenkt der Apostel seinen eigenen Auftrag und berichtet von seinen Reiseplänen.

Bemerkenswert finde ich an diesem Brief das Gewicht, das Paulus auf die christliche Lebensführung legt. Das Alltagsleben der Christen ist für ihn genauso wichtig wie die Feier des Sonntags. Er relativiert die gottesdienstliche Gemeinschaft nicht. Aber er sieht auch im alltäglichen Leben und Tun der Christen einen Gottesdienst. Er lässt uns aufhorchen durch die Vorstellung von einem Gottesdienst im Alltag unseres Lebens, der den Einsatz der ganzen Person erfordert. Sogar von einem „vernünftigen Gottesdienst“ spricht er in diesem Zusammenhang. Für ihn stellt er Leitlinien auf. Ein kleiner Ausschnitt aus diesen Leitlinien bildet den Predigtabschnitt für den heutigen Sonntag. Er findet sich im 12. Kapitel des Römerbriefs und heißt so:

*Die Liebe sei ohne Falsch. Hasst das Böse, hängt dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft.*

*Segnet, die euch verfolgen; segnet, und verflucht sie nicht. Freut euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden. Seid eines Sinnes untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch zu den niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug.*

Paulus unterscheidet zwischen Regeln, die für das Zusammenleben in der Gemeinde gelten, und anderen, die den Umgang mit Fremden und Andersglaubenden betreffen. Das eine ist für die Adressaten so wichtig wie das andere. Denn die Gemeinde in Rom ist eine kleine Minderheit in einer heidnischen Umgebung. Kein Wort der Resignation kann man aus den Worten des Apostels entnehmen. Er beklagt sich nicht über die Diasporasituation. Er macht der Gemeinde Mut dazu, ihren Glauben praktisch erkennbar zu machen. Vorrang haben nicht große Worte oder politische Forderungen, Vorrang hat das praktische Tun. Der Gründer der Gemeinde in Rom ist davon überzeugt, dass die Christen an ihren Taten und an ihrer Haltung zu erkennen sind. Und er vertraut darauf, dass das nicht ohne Folgen bleibt.

Nehmen wir aus beiden Bereichen jeweils ein Beispiel. Im Blick auf den Umgang mit Mitchristen wurde die Aufforderung berühmt: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“ Die Christen werden dazu aufgefordert, ihre Diasporasituation nicht mit Resignation aufzunehmen, sondern zuversichtlich mit ihr umzugehen. Sie sollen sich als Menschen erweisen, deren Hoffnung stärker ist als ihre Angst. Sie sollen bei Fehlschlägen nicht aufgeben, sondern am Ball bleiben. Vor allem sollen sie sich auf die Geistesgegenwart verlassen, die sich aus dem Gebet ergibt.

Als ich im Südwesten Deutschlands aufwuchs, war eine Diasporasituation, wie Paulus sie in Rom vorfand, unbekannt. Diaspora bedeutete, dass die Protestanten gegenüber den Katholiken in der Minderheit waren. Dass alle auf die eine oder andere Weise zu einer christlichen Kirche gehörten, verstand sich von selbst. Inzwischen lebe ich nicht mehr im beschaulichen Südwesten Deutschlands, sondern im beschaulichen Südwesten Berlins. Sogar in diesem Teil der Stadt versteht sich das Christsein nicht mehr von selbst, denn die Lage hat sich geändert. Die Zeiten, in denen sich der christliche Glaube von selbst versteht, sind vorbei. Bedeutet dies, dass wir unseren Glauben in die Kirchenmauern einsperren,

dass wir ihn sonntags zwischen 10 und 11 in kleiner Schar besingen, aber ansonsten im Inkognito leben – nach dem Motto: Nur nicht auffallen?

Christen, so meint Paulus, brennen für das, was ihnen wichtig ist: für den Geist der Liebe. Er wirkt sich nicht nur in einzelnen herausgehobenen Aktionen aus: „Laib und Seele“, Willkommen für Migranten, Arbeit mit Kindern und Familien. Er zeigt sich auch in einer Haltung, die Mut macht. Sie ist von Hoffnung bestimmt; das verändert auch den Umgang mit den Sorgen, die wir uns alle machen: Wir geben der Trübsal nicht das letzte Wort, sondern setzen Zeichen dafür, wie es weitergehen soll: Zum Beispiel durch die Gründung einer Evangelischen Schule am Buschgraben. Wir meinen nicht, wir hätten alles im Griff. Denn alles nach vorn gerichtete Handeln ist mit Ungewissheit verbunden. Christen sind Realisten, ihr Gebet ist Ausdruck dieses Realismus. Sie setzen auf Hoffnung; sie resignieren nicht; sie stellen den Erfolg Gott anheim. Deshalb: beharrliches Gebet.

Ist es schon vergessen? Das Reformationsjubiläum meine ich. Da hat sich unsere Kirche weit in die Öffentlichkeit gewagt. Vielleicht wurde zu oft gesagt, die Reformation sei für die kulturelle Identität unseres Landes wichtig. Und zu selten: Wir brennen für den christlichen Glauben, für den Geist der Liebe. Vielleicht wurde zu oft gesagt, was Luther für die deutsche Sprache geleistet hat. Und zu selten: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Aber es ist ja nicht zu spät. Auch wenn das Abgeordnetenhaus von Berlin den Weltfrauentag wichtiger finden sollte als den Reformationstag, können wir den Reformationstag feiern und dabei an das Motto des Römerbriefs denken: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht.“

Neben die Sicht auf die Gemeinschaft der Christen tritt der Blick nach außen. Aus der Fülle der paulinischen Aufforderungen greife ich noch einmal eine einzige heraus: „Segnet, die euch verfolgen; segnet, und verflucht sie nicht.“ Oft habe ich über diese Aufforderung hinweggelesen. Verfolgung ist ja nicht unsere Situation. Heute bin ich davon überzeugt: Mit dieser

Aufforderung sind wir bei einer Kernaussage des christlichen Glaubens – und bei einer Kernaufgabe unserer eigenen Gegenwart. Wir haben es heute mit neuen Formen der Feindseligkeit zu tun. Spaltungen graben sich in unsere Gesellschaft hinein. Dass der christliche Glaube, ja jede Religion verächtlich gemacht werden soll, zum Beispiel durch die Aufforderung, einer „Kirche des fliegenden Spaghettimonsters“ beizutreten, ist das eine. Dass der Geist der Liebe verächtlich gemacht wird, indem wir erneut aufgefordert werden, die eigene Nation wichtiger zu nehmen als den geschwisterlichen Umgang mit Menschen in Not, ist das andere. Wie nahe liegt es, mit gleicher Münze heimzuzahlen, Missachtung mit Geringschätzung zu beantworten? Wie verbreitet ist die Sprachlosigkeit: Mit denen kann man doch nicht reden! Die frühe Christenheit lehnte es durchweg ab, auf Bösartigkeiten mit gleicher Münze zu reagieren. Keine andere Mahnung wird häufiger wiederholt und klarer ausgedrückt als diejenige, Feindseligkeit nicht mit Feindseligkeit zu beantworten. Paulus treibt das sogar noch auf die Spitze: Christen sollen ihre Verfolger segnen! Weil das so provokativ ist, wiederholt er das sogar noch einmal: Segnet sie und verflucht sie nicht. Ähnlich heißt es beispielsweise im 1. Petrusbrief: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem und Schmähung mit Schmähung, sondern segnet!“ Diese zentralen Regeln für christliches Verhalten gehen auf ein Wort Jesu zurück: „Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.“

Liebe Gemeinde, natürlich gibt es keine Toleranz für die Intoleranz. Fremdenfeindlichen Parolen muss widersprochen werden. Aber denjenigen, die sich zu solchen Parolen versteigen, mit gleicher Münze heimzuzahlen, ist kein christlicher Beitrag zur Debattenkultur. Hinter den Parolen die Menschen wahrzunehmen, auf diejenigen im eigenen Umfeld zu achten, die sich zu solchen Parolen verführen lassen, das alles ist viel wichtiger als der Schlagabtausch im Meinungskampf oder in den digitalen Netzwerken. Verunsicherungen wahrzunehmen, deretwegen Menschen erklären, nun sei es mit der Zuwanderung genug, ist wichtiger, als nur dagegen zu halten mit

dem Satz, wir seien ein offenes Land. Nachzufragen, warum Menschen meinen, mehr Zuwanderer könnten wir nicht verkraften, als einfach nur zu sagen, Nächstenliebe kenne keine Grenzen, führt weiter. Vergeltet nicht Böses mit Bösem und Schmähung mit Schmähung, sondern schaut auf die Menschen, ja: segnet sie! Was für ein Programm!

Es leuchtet ein: Das Leben im Alltag ist so wichtig wie der Gottesdienst am Sonntag. Ja, unser Alltag kann sogar zu einem vernünftigen Gottesdienst werden.

Wie haben wir gerade im Glaubenslied gesungen?

*„Wenn unser Leben Antwort gibt / darauf, dass Gott die Welt liebt, / wächst Gottes Volk in dieser Zeit, / und Weggenossen sind nicht weit.“*

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.